

Martin K. Bachstein

SUDETENDEUTSCHE GESCHICHTE(N) *

Es muss im Winter des Jahres 1966 gewesen sein, als mich Walter Ullmann darauf hinwies, dass er in der amerikanischen Ausgabe der „Zeit“ gelesen habe, der sudetendeutsche Vertriebenenpolitiker und Autor Wenzel Jaksch sei in Wiesbaden nach einem Verkehrsunfall verstorben. Ich war damals an einer High School in Syracuse in Upstate New York tätig und Walter lehrte an der zu einem beträchtlichen Anteil von jüdischen Studenten aus dem Nordosten der Vereinigten Staaten besuchten Syracuse University, einer ursprünglich von Methodisten gegründeten Hochschule, die schon damals mehr als 12000 Vollzeitstudenten hatte. Walter kam aus einer gemischten jüdisch-tschechischen Familie aus Budweis (České Budějovice), wo sein aus Wien stammender Vater Besitzer einer Fabrik für emaillierte Koch- und andere Töpfe war. Wir hatten viele Gemeinsamkeiten und waren ungeachtet unseres Altersunterschiedes befreundet. Walter hatte während des Krieges aufgrund seiner Herkunft mehr als ein Jahr in einem Lager bei St. Joachimsthal (Jáchymov) verbringen müssen. Er war dann 1948 als junger Soldat über die bayerische Grenze geflüchtet und anschließend in Kanada gelandet, wo er zunächst als Holzfäller arbeitete, bevor er bei Arthur May in Rochester seine Dissertation abschließen konnte. Walter lehrte osteuropäische Geschichte in Syracuse und empfahl mir, doch meine anstehende Magister-These über die Vertriebenenpolitik Jakschs zu schreiben. Als Lehrer wollte ich mich eigentlich mit einem schulpolitischen Problem in Altösterreich auseinandersetzen, doch schien mir Walters Vorschlag möglicherweise leichter zu verwirklichen als ein Thema, das lange Aufenthalte in Wiener Archiven erfordert hätte. Meine Familie und ich entschieden uns daraufhin für die Vertriebenenpolitik. So begann meine Beschäftigung mit der Geschichte der Sudetendeutschen, welche irgendwie noch heute andauert.

Erste Münchner Eindrücke: das Collegium Carolinum im Jahr 1967

Ich freute mich auf die somit anstehende, zunächst vorübergehende Rückkehr aus den Vereinigten Staaten nach Deutschland im dann folgenden Sommer, nachdem ich erst wenige Jahre zuvor drei Jahre im Dienste Uncle Sams im Rahmen der Military Assistance in Karlsruhe und während der Berlin-Krise nahezu ein Jahr in Phalsbourg im Elsass verbracht hatte. Ich meldete mich dann nach unserer Ankunft in München

* Bei dem Beitrag handelt es sich um ein überarbeitetes Kapitel meiner ursprünglich nur für die Familie verfassten Erinnerungen. Ich bin erfreut, dass die Herausgeber der „Bohemia“ meine Eindrücke und Begegnungen im sudetendeutschen Milieu für publikationswürdig halten. Es handelt sich freilich um eine subjektive Sicht, nicht um eine wissenschaftliche Analyse. Diese habe ich an anderer Stelle geleistet.

beim damaligen Direktor des Sudetendeutschen Archivs, dem Mährisch-Schönberger Dr. Heinrich Kuhn, und er war auch einer der ersten, die mich bei der Vorbereitung meiner Magisterarbeit in München unterstützten. Kuhn hatte damals bereits die Zusage von Frau Joan Jaksch erhalten, dass der Nachlass ihres Mannes bald von Wiesbaden ins Sudetendeutsche Archiv überführt werden sollte. Kuhn war es auch, welcher mich in die schon damals gemeinsam mit dem Collegium Carolinum verwaltete Bibliothek in einem alten Haus in der Thierschstraße im oberen Stockwerk brachte. Dort herrschte eine dem Ruhestand nahe Bibliothekarin aus Reichenberg (Liberec), Fräulein Kreis, eine sehr fleißige, gewissenhafte Dame, welche allerdings mit „Jiden“ und noch weniger mit Tschechen viel im Sinn hatte. Zu mir war sie immer geradezu zuvorkommend, sehr freundlich und hilfreich, obwohl die Bestände in jenen Jahren nur bescheidenen Umfangs waren. Sicher, die damals wöchentlich erscheinende sozialdemokratische „Brücke“ der Seliger-Gemeinde war seit 1951 vorhanden, desgleichen die „Sudetendeutsche Zeitung“ und der „Volksbote“, sogar die Prager Tageszeitung „Bohemia“ war für die Zeit der Ersten Tschechoslowakischen Republik vorrätig, aber umfangreiche Literatur oder gar Archivbestände über die damals noch junge Vergangenheit seit 1945 oder über die zwei Jahrzehnte der Ersten Republik waren nicht zu erwarten. Heinrich Kuhn und Dr. Karl Richter, damals Wissenschaftlicher Sekretär des Collegium Carolinum, waren jedoch stets hilfreich und empfahlen mich weiter an ihren Landsmann Dr. Rudolf Hemmerle in der Universitätsbibliothek, an Almar Reitzner und Volkmar Gabert im Büro der Seliger-Gemeinde in der Kolpingstraße, und Karl Richter war auch der Erste, welcher vorschlug, dass ich mich unbedingt bei Professor Karl Bosl, damals Vorstand des Institutes für Bayerische Landesgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität, Leiter der Kommission für Bayerische Geschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften sowie Geschäftsführender Vorsitzender des Collegium Carolinum persönlich vorstellen sollte.

Tatsächlicher Geschäftsführer des Collegium war allerdings Dr. Karl Wild, ein damals etwa sechzigjähriger farbloser Herr, angeblich ehemaliger Bürgermeister von Pilsen (Plzeň) während der Protektoratszeit. Karl Richter kam aus dem Niederland und hatte bei Karl Bosl in Würzburg promoviert. Er war ein guter Katholik und hatte zum Leidwesen Professor Bosls eine große Familie. Ein anderer wissenschaftlicher Mitarbeiter war Dr. Gerhard Hanke, ein aus Nordböhmen stammender Schüler des Münchner Wirtschaftshistorikers Friedrich Lütke, unpersönlich, eitel, auf das Collegium herabschauend, denn er kam doch eigentlich von der Bayerischen Staatsbank und war, wie er immer wieder mitteilte, in der großdeutschen „Wehrmacht“ noch Leutnant geworden. Fräulein Kreis wurde in der Bibliothek von der damals ebenfalls unverheirateten Eila Hassenpflug unterstützt, die nicht aus Böhmen stammte, sondern aus einer konservativen nichtbayerischen Familie. Eine andere, damals schon mittelalterliche Mitarbeiterin war die von dem späteren Professor Ferdinand Seibt unterstützte Ingrid Matison aus dem Baltikum, deren Dissertation noch nicht abgeschlossen oder veröffentlicht war. Ich hatte, vielleicht von Herrn Wild abgesehen, nicht den Eindruck, dass das Collegium sudetendeutsche landsmannschaftliche Interessen irgendwie unterstützte. Dass sich aufgrund der in verschiedenen sudetendeutschen Institutionen oft gleichzeitig aktiven Persönlichkeiten

wie zum Beispiel Dr. Heribert Sturm, Dr. Kurt Oberdorffer, Professor Eugen Lemberg oder Professor Ernst Schwarz vielleicht ein anderer Eindruck anbot, ist sicherlich richtig. Nach meinem Dafürhalten gab es jedoch keine aktive Zusammenarbeit mit der Sudetendeutschen Landsmannschaft (SL), auch weil Bosl immer wieder auf Distanzierung bestand und dies auch zum Beispiel in den Diskussionen während der Wiesseer Tagungen wiederholt unterstrich. Bosl unterstützte sogar den aus Asch (Aš) stammenden Albert K. Simon, welcher aufgrund seiner Kritik an dem früheren Vorsitzenden Lodgman von Auen und an dem Politiker Hans-Christoph Seeböhm in der Sudetendeutschen Landsmannschaft kaltgestellt worden war. Bosl überließ Simon im Collegium einen unbezahlten Arbeitsplatz für die Fertigstellung seiner Dissertation, welche allerdings nie zum Abschluss kam.

Mein erster Besuch bei der Seliger-Gemeinde führte zu einem längeren Gespräch mit dem damaligen Präsidiumsmitglied Almar Reitzner, einem Sohn des Mitgründers der Seliger-Gemeinde und langjährigen Funktionärs der DSAP (Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik) und der Treuegemeinschaft, Richard Reitzner aus Bodenbach (Podmokly). Der junge Reitzner war damals Chefredakteur der „Brücke“ und bemühte sich außerdem um eine SPD-Kandidatur für den Bayerischen Landtag. Er war bekannt als *enfant terrible* und warnte mich dementsprechend, mich mit seinen Landsleuten wissenschaftlich auseinanderzusetzen, denn sie seien doch allesamt „große Arschlöcher“. Reitzner war offenbar frustriert aufgrund der geringen Unterstützung seiner politischen Ambitionen durch die damals noch stark sudetendeutsch beeinflusste Führung seiner Partei in Bayern. Auch litt er, wie er mir erzählte, sehr darunter, dass die Landsleute ihn noch immer für seinen Dienst in den britischen Streitkräften während des Zweiten Weltkrieges kritisierten. Ansonsten war Reitzner sehr hilfreich, indem er mir Unterstützung bei der Vermittlung von Gesprächen mit Zeitzeugen anbot. Als ich Ende August 1967 wieder in die Vereinigten Staaten zurückkehrte, hatte ich nach meiner damaligen Meinung genügend Materialien, vor allem Auszüge aus Zeitungen und Zeitschriften, um eine Magisterarbeit über „Wenzel Jaksch, the Rise of a Refugee Politician“ zu erstellen. Wenn ich heute die etwa 75 Seiten umfassende Schrift in die Hand nehme, ist mir die Einfachheit vieler Aussagen eher unangenehm. Ein Mitglied des Prüfungsausschusses in Syracuse war der Volkswirt Professor Nenad Popovic, ein ehemaliger hoher Funktionär der jugoslawischen KP. Er kritisierte, dass ich die „Tragödie“ der sudetendeutschen Vertriebenen nicht genügend berücksichtigt hätte. Gottlob wurde er von seinen Kollegen Walter Ullmann und Dietrich Orlow überstimmt. Dies änderte jedoch wenig an der Tatsache, dass meine Arbeit recht dürftig war. Das sicherlich wichtigste Ergebnis meines ersten längeren Aufenthaltes in München war jedoch, dass mir Professor Bosl den Vorschlag machte, bei ihm eine Biografie über Jaksch und die sudetendeutsche Sozialdemokratie als Dissertation zu verfassen. Er bot mir auch an, sich um ein Stipendium für mich bemühen zu wollen, denn wir hatten damals bereits drei Kinder und waren trotz des für Amerikaner günstigen Wechselkurses von etwa vier Mark für einen Dollar finanziell keineswegs auf Rosen gebettet. Unser wichtigstes Einkommen war ein bescheidenes Stipendium, für welches ich mich aufgrund meines Militärdienstes qualifiziert hatte.

Rückkehr 1968

Für die Entscheidung, im Sommer des Jahres 1968 schließlich das Angebot Professor Bosls anzunehmen und deshalb nach München zu übersiedeln, spielten nicht zuletzt die erwähnten finanziellen Gründe eine Rolle. Die Kosten, die unsere erwachsenen Kinder heute für die Ausbildung ihrer eigenen Kinder aufbringen müssen, sind ungleich höher als damals. Doch auch vor bald fünfzig Jahren waren die Studiengebühren in den Staaten eine große Belastung – und Deutschland erschien uns daher als gute Alternative. Eine Schwierigkeit, die wir allerdings nicht einkalkuliert hatten, war der Nachweis des Großen Latinums für die Promotion an der Philosophischen Fakultät – etwa sieben Jahre Lateinunterricht an einem deutschen Gymnasium. Ich ging also unmittelbar nach unserem Eintreffen in München in ein Lernstudio in Schwabing, um diese Kenntnisse zu erwerben und bestand nach einem Jahr, neben den in München anstehenden Seminarscheinen, eine entsprechende Prüfung an der Albertina in Wien mit der Note „Genügend“ – aber mehr war auch nicht zu erwarten gewesen. Wieder einmal fühlte ich mich bestraft dafür, dass ich nicht in Deutschland geblieben war, denn mir schien das Latinum fast schwieriger als die gesamte Promotion, doch dies nur nebenbei. Ebenso fraglich war das Ergebnis der Prüfung meiner Qualifikation für die Zulassung zum Studium an einer bayerischen Universität. Doch die Zulassungsstelle übermittelte mir ein Schreiben des Kultusministeriums, wonach mir die Immatrikulation gestattet sei, weil ich den Nachweis der Gleichwertigkeit meiner bisherigen Ausbildung mit der bayerischen Fachoberschulreife erbracht habe. Ich vermute, dass heutigen ausländischen Studenten derartige Erfahrungen erspart bleiben. Dennoch, im Vergleich mit den völlig verschulden amerikanischen Universitäten waren die deutschen Hochschulen damals Zentren akademischer Freiheit. Zumindest in den geisteswissenschaftlichen Fächern konnte man seinen Neigungen und Interessen entsprechende Bildung erhalten und sogar genießen. Ich erinnere mich noch an gelegentliche Teilnahme in den späten fünfziger Jahren während meiner Militärzeit an Vorlesungen Franz Schnabels in München – das war reinster Genuss.

Bei meinem ersten Termin in der Sprechstunde erzählte mir Professor Bosl von seinen guten Beziehungen zu amerikanischen Kollegen wie Robert Kann (Rutgers) und James Powell, welcher damals noch an der University of Wisconsin lehrte. Er erwähnte auch, dass er „alle Nazis“ aus dem Collegium entfernt habe und sich der Landsmannschaft in keiner Weise verpflichtet fühle. Über meine anstehende Dissertation wurde, soweit ich mich erinnere, kaum gesprochen. Bosl war allerdings angenehm überrascht von meinem Themenzettel, auf welchem ich alle Fragen skizziert hatte, die ich eigentlich hatte stellen wollen. Er veranlasste, dass mir ein Schreibtisch im Collegium zur Verfügung gestellt wurde, weil die räumliche Enge unserer kleinen Wohnung in der Münchner Innenstadt und unsere Kinder konzentriertes Arbeiten nahezu unmöglich gemacht hätten.

Der Schreibtisch in der Thierschstrasse stand im Kopierraum, nach Nordosten hinausschauend auf einen Hinterhof; die Xerox-Maschine verbreitete nicht immer angenehme Gerüche. Aber ich hatte ein brauchbares Arbeitszimmer und überdies erhielt ich Schlüssel, um von den normalen Öffnungszeiten des Hauses unabhängig

zu sein. Nach relativ kurzer Zeit wurde mir von Herrn Wild mitgeteilt, dass ich ein monatliches Stipendium von achthundert Mark erhalten würde. Wild ließ mich allerdings wissen, dass er die Entscheidung des Vorstandes nicht für richtig hielt. Ich hatte dennoch allen Grund, froh und dankbar zu sein. Im Zusammenhang mit der Vorbereitung einer meiner ersten Archivreisen nach Prag rief mich Heinrich Kuhn vom Sudetendeutschen Archiv in sein Büro und fragte, ob ich eine Ladung Bücher für ihn mit in die Tschechoslowakei nehmen könnte, welche an seinen Freund Bohumil Černý auszuliefern waren. Kuhn gab mir außerdem ein erhebliches Trinkgeld mit auf den Weg und ersuchte mich, ihm einen Bericht über meinen Aufenthalt und meine Erlebnisse vorzubereiten. Mich wunderte während meiner insgesamt etwa dreijährigen Zeit im Collegium immer wieder, mit welcher Großzügigkeit Herr Kuhn auch ohne detaillierte Belege in der Lage war, finanziell auszuhelfen. Ich vermutete, dass er einer der zahlreichen Informanten war, welche damals dem BND in Pullach zuarbeiteten; gefragt habe ich ihn jedoch nie, obwohl die Zahl der bei ihm ein- und ausgehenden Tschechen und Slowaken erheblich war. Normal war dies selbst für ein nicht nur nominell der Landsmannschaft verbundenes Institut jedenfalls nicht. Einer der häufigeren sudetendeutschen Besucher bei Kuhn und auch bei Karl Wild war der ehemalige enge Mitarbeiter Henleins, Fritz Köllner, der damals gerade aus dem Dienst im bayerischen Arbeitsministerium ausgeschieden war.

Professor Bosl verbrachte in der Regel einen halben Tag in der Woche im Collegium. Er war hochgeachtet, was ihn aber nicht daran hinderte, gelegentlich schrecklich herumzubrüllen, Türen zu schlagen und auch in der Wahl seiner Worte eher großzügig zu verfahren. Karl Richter wurde einmal angebrüllt, weil seine Ehefrau offenbar wieder in anderen Umständen war; es ging außerdem um Termine, Publikationen und Fortschrittsberichte. In den Vereinigten Staaten war derartiges Verhalten undenkbar. Richter verließ das Collegium nach meinem Abschied und übernahm eine Stelle im Sudetendeutschen Archiv bei Heinrich Kuhn. Das Verhältnis zwischen Karl Richter und Gerhard Hanke schien nicht frei von Belastungen zu sein, denn Hanke strebte die Übernahme des Geschäftsführerpostens an. Er verbrachte überdies hin und wieder die Mittagszeit in der Wohnung einer der Angestellten des Hauses. Das innerbetriebliche Klima war angespannt; die von der Bewilligung von Haushaltsmitteln für ihre Stellen abhängigen Damen Hassenpflug und Matison sprachen immer wieder davon, dass sie bereits bei Ferdinand Seibt in Bochum und bei anderen Herrn vorstellig geworden seien, doch dass auch diese nicht hätten helfen können.

Eher amüsant, aber vielleicht nicht untypisch für die Situation des Institutes war ein Vorfall, der sich während der Vorbereitung eines Sammelbandes für Kurt Oberdorffer abspielte. Wenn ich mich richtig erinnere, sollte ursprünglich eine Reihe von namhaften Wissenschaftlern Beiträge liefern, doch sagten offenbar die meisten ab, sodass Professor Bosl entschied, Oberdorffer stattdessen einen Band mit einer Auswahl seiner Aufsätze zu widmen. Karl Richter hatte die Auswahl vorbereitet und die Sache war nahezu fertig für die Druckerei. Ein damals zeitbefristeter Mitarbeiter des Hauses sah sich dann eines Abends die Texte an und stellte fest, dass einige für Oberdorffer und sein Wirken nach 1938 typische und aussagekräftige Aufsätze fehlten – und legte die Kopie eines dieser Aufsätze zu den bereits gebillig-

ten hinzu. Ich weiß nicht mehr, wie die Sache schließlich ausging. Das veränderte Projekt soll aber bis hin zu den sogenannten Aushängebögen fortgeschritten sein, bevor die Veränderung bemerkt wurde. Die vielleicht als Scherz gemeinte Angelegenheit zeigte aber auch, dass die Tradition der in der Sudetendeutschen Partei (SdP) aktiven und später nationalsozialistischen Organisationen verbundenen Veteranen damals wie eine schwere Hypothek auf dem Collegium lastete. Professor Bosl gab sich einige Mühe, diese Belastungen auszuschalten, er scheute sich nicht, auf Tagungen oder bei Seminaren im Collegium einseitigen sudetendeutschen Ansichten entgegenzutreten – zum Bruch mit der Historischen Kommission der Sudetenländer ließ er es aber nicht kommen, wahrscheinlich auch, weil eine Reihe einst SdP-verbundener Wissenschaftler wie Heribert Sturm nach 1945 zu wertvollen Mitarbeitern des Collegiums geworden war.

Die Bibliothek des Collegium Carolinum enthielt, wie schon gesagt, damals wenig Material, welches meiner Dissertation und mir weitergeholfen hätte. Die heute dort vorhandenen gedruckten Parteitagprotokolle der DSAP hatte ich größtenteils aus dem Bestand an Dubletten im Amsterdamer Institut für Sozialgeschichte mitgebracht. Heinrich Kuhn war es, wie schon erwähnt, bald nach dem Ableben Jakschs gelungen, dessen noch ungeordneten Nachlass in das Sudetendeutsche Archiv nach München zu holen. Die entsprechende Verfügung der Witwe war von Alfred Domes, dem Geschäftsführer der von Jaksch geleiteten Deutschen Stiftung für Europäische Friedensfragen in Bonn, erreicht worden. Domes, ein aus Troppau (Opava) stammender Konservativer, hatte sich angeblich während des Krieges als Gastprofessor an der Universität Aarhus auch mit Schädelmesserei beschäftigt, wie mir Wolfgang Brügel einmal berichtete, und er soll laut Brügel auch zeitweilig mit der Ortsgruppe Genua der Auslandsorganisation der NSDAP verbunden gewesen sein. Domes wollte offenbar sicherstellen, dass nicht die Genossen vom Seliger-Archiv, sondern er den Nachlass in aller Ruhe durchsehen und falls erforderlich „säubern“ konnte. Auch stand der ehemalige altösterreichische Kadett Domes der Landsmannschaft ungleich näher als der SPD oder der Seliger-Gemeinde.

Als ich den Nachlass mit Einverständnis von Joan Jaksch das erste Mal zu sehen bekam, fiel mir sofort auf, dass wesentliche Bestandteile ziemlich brutal geplündert worden waren. Auf meine Fragen hin wurde mir vom Archiv mitgeteilt, dass Alfred Domes den Nachlass etwa zwei Wochen lang „bearbeitet“ habe. In den Unterlagen der später aufgrund einer Initiative des Bundesrechnungshofes geschlossenen Stiftung, die der erzkonservative Heinrich Windelen nach Jakschs Tod weitergeführt hatte, ist auch eine entsprechende Reise von Domes nach München dokumentiert. Der auch mir sehr unangenehme Domes sollte kurz vor Abschluss meiner Dissertation nochmals in Erscheinung treten, als er Professor Bosl mehrere tausend Deutsche Mark in Form eines Sonderstipendiums anbot und im Gegenzug die Mitwirkung bei der Schlussredaktion meiner Monografie forderte. Ich erinnere mich noch gut an Bosls Entscheidung; er zitierte mich in sein Büro im Collegium und sagte lediglich: „Das Geld nehmen wir an. Geändert wird kein Wort.“ Man kann über Domes denken wie man will. Er war sicherlich alles andere als ein Sozialdemokrat. Er war dennoch im eigenen und auch im Interesse Jakschs immer wieder bemüht, den der SPD längst entfremdeten Jaksch in der Partei zu halten und seine

wiederholten Austrittsversuche zu neutralisieren, weil sie Jaksch sicherlich mehr geschadet als genutzt hätten. Domes war es auch, der die von Jaksch zusammen mit Karl Kern geplante Neugründung einer konservativen Vertriebenenpartei für sinnlos hielt und Jaksch schließlich zu überzeugen vermochte, die Gründung einer Partei namens „Bund Patriotische Mitte“ nicht weiter zu verfolgen. Der Nachlass Jaksch enthält Bruchstücke des Gründungsaufzuges bzw. eines Satzungsentwurfes. Bei dieser heute nur noch schwer zu recherchierenden Sache spielte sicherlich auch eine Rolle, dass Walter Becher zur gleichen Zeit zusammen mit Mitgliedern des Witikobundes und des Bundes der Heimatvertriebenen und Entrechteten (BHE) eine ähnliche „Nationaldemokratische Union“ zu gründen beabsichtigte.

Das unangenehme Nachspiel der Sache Domes war allerdings, dass Karl Wild mir das Stipendium des Collegiums streichen wollte, was von Bosl verhindert wurde. Später wurde mir erzählt, dass die versuchte Stornierung meines Stipendiums zu den Argumenten zählte, die Bosl bei der offenbar erzwungenen Verabschiedung Wilds als Geschäftsführer vorbrachte.

*Seliger, Czech, Jaksch und ihre Tradierung im sudetendeutschen Milieu
der jungen Bundesrepublik*

Bei der Arbeit an der Dissertation war mir bald aufgefallen, dass die auch vom langjährigen Vorsitzenden der Seliger-Gemeinde und Bundestagsabgeordneten, Ernst Paul, immer wieder vertretene These von der glorreichen Geschichte der DSAP nur sehr bedingt richtig war. Der Brünner Austromarxist Ludwig Czech übernahm als Nachfolger Seligers eine durch die Abspaltung der Kommunisten erheblich geschwächte Partei, die er vor allem durch Zusammenarbeit mit der tschechoslowakischen Bruderpartei zu stabilisieren versuchte. Dem gewissenhaften, fleißigen Juristen Czech gelang es jedoch nie, unter den nordböhmischen Arbeitern die gleiche Popularität zu erreichen wie sein Vorgänger Seliger. Ernst Paul, ursprünglich Schriftsetzer und zweiter DSAP-Generalsekretär, hatte in den ursprünglich zwei Bänden seines Buches „Was nicht in den Geschichtsbüchern steht“ die Tradition und Richtigkeit der Politik seiner Partei zu dokumentieren versucht. Dass es zum Beispiel in Südmähren und auch in Nordböhmen heftigen Widerstand gegen den Kurs Ludwig Czechs und vor allem gegen die ideologisch-programmatische Leere der DSAP gegeben hatte, bis hin zu einer Oppositionszeitschrift, ignorierte Paul. Auch der eigenartige Verlauf der Wahl Jakschs zum Parteivorsitzenden gegen den Widerstand des Czech-Flügels gehörte nach Meinung Pauls offenbar nicht zur Geschichte der DSAP. Karl Bosl lud mich damals ein, meine eigenen Ergebnisse auf einer der Tagungen des Collegiums in Bad Wiessee zu präsentieren. Und dieser Vortrag veranlasste schließlich die Führung der Seliger-Gemeinde, mich im Jahre 1970 zu einer ihrer Tagungen in Brennes am Arber im Bayerischen Wald einzuladen. Ein wesentlicher Teil meiner Quellen stammte von Karl Rybnicky aus Brünn (Brno), welcher 1934 wegen seiner Mitarbeit in der Oppositionsgruppe „Sozialistische Aktion“ aus der DSAP ausgeschlossen worden war. Ernst Paul hatte dem Spätaussiedler Rybnicky den Zugang zum Stuttgarter Seliger-Archiv mehr oder weniger untersagt – immerhin mehr als dreißig Jahre nach dessen Parteiausschluss. Ressentiments

spielten offenbar und leider selbst in den späten sechziger Jahren auf allen Seiten des sudetendeutschen politischen Spektrums noch immer eine nicht zu unterschätzende Rolle. Mir hatte Franz Kunert, der als promovierter Jurist im Seliger-Archiv und bei Ernst Paul nur geduldet war, im Vertrauen mitgeteilt, dass ich bei Rybnicky wertvolle Informationen finden könnte. Seine Unterlagen und Hinweise waren dann auch von großem Nutzen bei meiner Arbeit.

Ich begann meinen Vortrag in Brennes mit dem Hinweis, dass es mir lediglich um die Darstellung von Sachverhalten gehe, nicht etwa darum, den von allen in der Seliger-Gemeinde verehrten Wenzel Jaksch „vom Sockel zu stoßen.“ Es war der gleiche Text, welchen ich zuvor vor den Gästen des Collegiums in Bad Wiessee vorgelesen und auch positiv diskutieren konnte. Die Delegierten der Seliger-Gemeinde reagierten jedoch entsetzt. Ich wurde beschimpft; mir wurde ungeachtet meiner gegenteiligen Einleitung vorgeworfen, ich sei nur angetreten, um Jaksch zu diskreditieren, usw. Während der Diskussion wurde mir der Zugang zum Mikrofon wiederholt mit Gewalt verwehrt. Auf dem engen Gang zur Herrentoilette stieß mich sogar jemand von hinten gegen den Kopf. Lediglich Toni Nitsche aus Wiesbaden riet den Genossen zu mehr Fairness und Objektivität.

Bald nach meiner Rückkehr nach München rief mich Professor Bosl zu sich und präsentierte einen zweiseitigen Klagebrief, welchen er von Ernst Paul erhalten hatte. Der Vorsitzende der Seliger-Gemeinde warf mir unter anderem vor, schon vor dem Vortrag verkündet zu haben, dass ich Jaksch vom Sockel habe stürzen wollen. Außerdem ergebe sich für ihn die Frage, ob das Collegium einem derart unsachlichen Historiker nicht das letztlich aus öffentlichen Mitteln stammende Stipendium entziehen solle. Bosl war entsetzt, wies mich aber darauf hin, dass er einen Bundestagsabgeordneten nicht ignorieren könne und beauftragte mich schließlich mit dem Entwurf eines Antwortschreibens. Ich erwähnte unter anderem, dass das Tonbandprotokoll der Tagung nicht nur den Sockel-Vorwurf korrigieren würde und erbat eine Kopie des Bandes oder der Niederschrift. Darüber hinaus verwies ich auf die von Karl Rybnicky erhaltenen Quellen, unter anderem sämtliche Nummern der Brüner Oppositionszeitschrift „Sozialistische Aktion“ und Jakschs anderweitig belegte kontroverse Rolle beim Parteiausschluss der führenden Oppositionellen. Auf die während der Diskussion in Brennes von meinen sozialdemokratischen Kritikern erwähnte jüdische Herkunft und auf die nicht repräsentative Rolle von Rybnickys Kollegen Hans Torn und Georg Hammerschlag in der DSAP ging ich in meinem Briefentwurf nicht ein. Ernst Paul ließ die Sache dann auf sich beruhen. Etwa ein Jahr darauf veröffentlichte er einen dritten Band seiner Parteigeschichte, in dem er sich wenigstens darum bemühte, die von mir kritisierten Lücken im zweiten Band seiner Geschichte der DSAP zu schließen. Mir wurde später erzählt, dass der ganze Lärm im Zusammenhang mit meinem Vortrag auch damit zu tun hatte, dass der von Ernst Paul nicht als Nachfolger im Bundestag unterstützte Böhmerwäldler Adolf Hasenöhrl damals alles unternahm, um sich als soliden Garanten der Parteitradition und besseren Vorsitzenden der Seliger-Gemeinde als Ernst Paul darzustellen. Aus heutiger Sicht finde ich es bedauerlich, wie Paul sich aufführte, aber auch wie mit ihm am Ende verfahren wurde. Er hatte als Vorsitzender der Seliger-Gemeinde gegen heftigen internen Widerstand erreicht, dass die Traditionsgemeinschaft die Ostpoli-

tik Willy Brandts begleitete und von offener Kritik absah. Die SPD unterstützte dann, gleichsam zum Dank, Pauls Bemühungen um die Schaffung des Wenzel Jaksch-Gedächtnispreises der Seliger-Gemeinde, heute eine der wichtigsten Auszeichnungen der Vertriebenen-Verbände.

Ziemlich enttäuscht war ich eine Zeit lang wegen der offenbar fehlenden Korrespondenz zwischen Jaksch und Beneš während des Zweiten Weltkrieges im Nachlass Jaksch. In Prager Archiven waren seit dem Einmarsch der Warschauer Pakt-Truppen im August 1968 die Akten der Exilregierung gesperrt. Detlef Brandes hatte mir hin- und wieder mit wertvollen und noch rechtzeitig kopierten Prager Unterlagen ausgeholfen; die für die Diskussion der Vertreibungspolitik sehr wichtige Korrespondenz schien jedoch unauffindbar. Der Ärger und die Enttäuschung hätten allerdings vermieden werden können, wenn die Verursacher mehr Kollegialität und Offenheit gezeigt hätten. Friedrich Prinz nämlich hatte die Akten nach deren Entnahme aus dem Nachlass durch Alfred Domes mit dem Auftrag übernommen, sie zu kommentieren und zu veröffentlichen. Dies zumindest teilte er mir eines Tages und reichlich spät anlässlich einer persönlichen Begegnung im Collegium mit. Er versprach mir außerdem einen Satz Kopien unter der Voraussetzung, dass ich ihm möglichst bald meine Meinung betreffend den Inhalt der Dokumente mitteilen würde. Professor Bosl war nicht erfreut, als ich ihn über den Verbleib der Korrespondenz unterrichtete. Ich hatte schon damals den Eindruck, dass Friedrich Prinz nicht nur ein hervorragender, schneller Schreiber war, ungeheuer fleißig, sondern auch ein kühl abwägender Stratege beim Verfolgen seiner eigenen Karriere. Er war der Seliger-Gemeinde und deren Ursprungspartei schon durch sein Elternhaus verbunden – mit zugleich guten Kontakten zu führenden Vertretern der Ackermann-Gemeinde, die allerdings auch Ferdinand Seibt für sich in Anspruch nahm. Mir war Prinz als Mensch und Wissenschaftler angenehmer als Seibt, dessen Distanziertheit und gelegentliche Salbaderei nicht jedermanns Geschmack entsprachen – doch dies nur nebenbei.

Johann Wolfgang Brügel

Ich weiß nicht, ob es fair ist, ihn dem sudetendeutschen Bereich zuzurechnen: Johann Wolfgang Brügel aus Auspitz (Hustopeče) in Südmähren. Sudetendeutsche Sozialdemokraten, aber auch Emil Franzel, hatten mir schreckliche Dinge von dem langjährigen engen Mitarbeiter und Freund Ludwig Czechs erzählt, von seiner Arroganz, seiner an den Glöckner von Notre Dame erinnernden Hässlichkeit und seinen lädierten Füßen, seinem dennoch großen Erfolg bei den Damen, seiner geradezu irrationalen Verehrung von Karl Kraus und vieles mehr. Schon bald nach unserer Ankunft in München hatte mir Ernest Langendorf, der in der Nähe von Frankfurt geborene Public Relations-Direktor der Sender Freies Europa und der angeblich erste Amerikaner auf dem Münchner Marienplatz beim Einmarsch im Jahre 1945, eine Teilzeitposition beim Sender angeboten, welche ich gern angenommen hatte. Als ich Ernie von meinem Wunsch erzählte, mit Brügel in Verbindung zu treten, verwies er mich an seinen guten Bekannten Berthold Spangenberg von der Nymphenburger Verlagshandlung, welcher angeblich gerade mit einem längeren Manuskript Brügels und auch mit dem Autor persönlich weniger als angenehm

beschäftigt sei. Ernie kannte Spangenberg sehr gut aus seiner Zeit als Chef der Zeitungslizensierung bei der Militärregierung in Bayern.

Mir ging es vor allem um eine gute Einführung bei Brügel. Spangenberg jedoch hatte offenbar zunächst das Bedürfnis, einen Kübel unangenehmer Erfahrungen vor mir auszuschütten. Der liberale Spangenberg hatte sich in einem schwachen Moment dazu bereit erklärt, das bereits von anderen Verlagen abgelehnte Manuskript von Brügels zweibändigem Werk zu veröffentlichen. Der sicherlich eher von Brügels juristischem Hintergrund als von der Ausgewogenheit eines Historikers gezeichnete erste Band des Buches „Tschechen und Deutsche“ war 1967 erschienen und wegen seines größtenteils dennoch fairen Standpunktes gegenüber Staatsvolk und Minderheit auch positiv besprochen worden. Spangenberg warnte mich jedoch vor der seiner Meinung nach oft kompromisslosen Haltung Brügels und erzählte mir zum Beispiel, dass es wegen eines Kapitels betreffend Franz Karmasin und andere „Verbrecher“ für den zweiten Band zu erheblichen Differenzen gekommen sei. Er gab mir schließlich die Adressen Brügels in Südfrankreich und London und wünschte mir viel Erfolg.

Brügel reagierte auf meinen Brief freundlich und zurückhaltend und ersuchte mich zunächst um eine Kopie meiner Magisterarbeit aus Syracuse. Nachdem er diese erhalten hatte, begann eine bis Mitte der siebziger Jahre andauernde Verbindung, die auch Besuche in London und Cannes einschloss. Die Schwierigkeit war von Anfang an, und die gleichen Probleme hatten zum Beispiel auch Jörg Hoensch und die Herausgeber der „Bohemia“, dass Brügel in der Regel auf seinen eigenen Standpunkten bestand und nur selten bereit war, die anderer zumindest zu tolerieren. Friedrich Prinz war für ihn ein „Lügner“, Hans Lemberg ein „Ahnungsloser“ und von sudetendeutschen Funktionären jeglicher politischen Couleur hatte er nur die schlechteste Meinung. Selbst der ehemalige Vorsitzende der Seliger-Gemeinde und vormalige DSAP Generalsekretär Ernst Paul, welchen er eigentlich respektierte, wurde immer wieder abgewertet, weil er angeblich eine Biografie Seligers bei Josef Hofbauer abgeschrieben habe. In den frühen sechziger Jahren führte Brügel in München einen Prozess wegen Verleumdung gegen die „Brücke“, die damalige Wochenzeitung der Seliger-Gemeinde. Die Anwältin Brügels überließ mir die Handakten der Sache und erzählte mir nur, dass weder sie noch der Richter mit dem Wust der von Brügel verfassten Schriftsatzentwürfe je zurechtgekommen seien. Der Prozess ging, wenn ich mich richtig erinnere, in die zweite Instanz und endete ohne greifbares Ergebnis.

Brügel erzählte mir viel von und aus der Geschichte der sudetendeutschen Sozialdemokratie, allerdings betrachtete er diese Bezeichnung als falsch, denn der ursprüngliche Name der Partei sei doch ein anderer gewesen. Ich hielt dies für juristische Spinnerei oder für einen miesen politischen Winkelzug. Brügel hatte als Czech-Loyalist und Spiritus Rector der von der Treuegemeinschaft Jakschs im Exil abgespalteten Zinner-Gruppe die Änderung des Parteinamens als politischen Vorwurf gegen Jaksch konstruiert. Die Namensänderung war in Wirklichkeit von der DSAP-Führung vor allem deshalb beschlossen worden, um die daheim gebliebenen Genossen vor dem Vorwurf der nationalsozialistischen Behörden zu schützen, dass sie einer verbotenen Auslandsorganisation angehörten. Brügel half mir auch mit Mate-

rialien und stellte die Verbindung zu Rudolf Zischka her, welcher in Niederbayern ein wahrscheinlich von Brügel mitfinanziertes hektographiertes Mitteilungsblatt gegen die Seliger-Gemeinde und die Landsmannschaft herausgab. Unsere Verbindung endete mehr oder weniger, nachdem ich ihm eine frühe Version der Dissertation zur Lektüre geschickt hatte und er mir mehrere seitenlange und beleidigende Kritiken zurückgeschickt hatte, weil ich seiner Meinung nach über Beneš zu rücksichtslos und über Jaksch und Franzel zu mild geurteilt hätte. Seine vielleicht peinlichste Bemerkung war die Feststellung, meine Monografie sei eine einzige Polemik gegen ein von ihm noch nicht geschriebenes Buch.

Bei RFE

Im Februar des Jahres 1971, noch vor Beendigung meines Promotionsverfahrens, hatte ich, zunächst als Stellvertretender Direktor für Public Relations, bei den Sendern Freies Europa (Radio Free Europe, RFE) am Englischen Garten in München eine Anstellung gefunden. Ich hatte, wie schon erwähnt, vorher für etwa zwei Jahre als freier Mitarbeiter bei RFE gearbeitet. Ich glaube, dass dabei nicht nur meine Erfahrung bei den Streitkräften und meine herkunftsbedingte Vertrautheit mit Deutschland und den Vereinigten Staaten eine Rolle spielten, sondern auch meine Erfahrung mit sudetendeutschen Themen und Menschen. RFE hatte damals etwa 1100 Angestellte, nach der Zusammenführung mit Radio Liberty im Jahre 1974 waren es mehr als 1700. In den fünfziger und sechziger Jahren hatte es wiederholt auch gerichtliche Auseinandersetzungen mit Vertretern der Landsmannschaft wie dem Augsburger Landtagsabgeordneten Franz Gaksch gegeben, die entweder direkt oder über mit ihnen verbundene Presseorgane – vor allem die tschechoslowakische Redaktion einschließlich deren Leiter Ferdinand Peroutka und Julius Fürth/Firt – angegriffen hatten. Einmal forderten konservative Sudetendeutsche sogar von RFE die Einrichtung einer „Sudetendeutschen Stunde“ für die daheimgebliebene deutsche Bevölkerung in Böhmen, Mähren und Schlesien. Die amerikanische Leitung hatte bereits in den fünfziger Jahren verfügt, dass Themen wie die Oder-Neisse-Grenze, die Vertreibung der deutschen Bevölkerung, oder die Behandlung deutscher und anderer Minderheiten in den östlichen und südöstlichen Nachbarländern Deutschlands in den Programmen außerhalb von neutralen Nachrichtensendungen nichts zu suchen hatten.

Diese Maßnahmen zeigten jedoch nur begrenzten Erfolg, zumal deutsche Diplomaten wie der aus Böhmen stammende und der Landsmannschaft verbundene Wilhelm Turnwald sogar in Washington zusammen mit konservativen Republikanern gegen die Münchner Sender opponierten und die Sender als kommunistenfreundliche Fremdkörper bezeichneten, was völlig irrational war. Alfred Domes stellte außerdem über die von ihm geleitete Europäische Friedensstiftung und den Sudetendeutschen Rat Kontakte zwischen Wenzel Jaksch und erzkonservativen, rabiat antikommunistischen Amerikanern aus dem Umfeld der von David Collier und Henry Regnery geführten Zeitschrift „Modern Age“ her, bei welcher auch der Übersetzer von Jakschs Buch „Europas Weg nach Potsdam“, Kurt Glaser, mitarbeitete. Diesen Leuten waren die Münchner Sender viel zu linkslastig und einer meiner

ersten Aufträge bestand darin, die sudetendeutsche Szene und die Zeitungen zu beobachten, die mit dieser verbündet waren. In Bayern waren es besonders Kapfingers „Passauer Neue Presse“, der „Münchner Merkur“ und die „Augsburger Allgemeine“. Ich erinnere mich auch an Berichte über kritische Zuschriften von Abgeordneten im amerikanischen Repräsentantenhaus in diesen Medien, welche nicht hinnehmen wollten, dass das jugoslawische Modell in den tschechischen RFE-Programmen noch in den frühen siebziger Jahren hin- und wieder positiv diskutiert wurde und die Sender linkslastige 1968er-Flüchtlinge in der tschechoslowakischen Redaktion angestellt hatten.

Bei meinem Eintritt bei RFE war das sudetendeutsche Problem dennoch mehr oder weniger in den Hintergrund getreten, obwohl das amerikanische Management dies noch nicht zu glauben bereit war und der inzwischen zum SL-Sprecher aufgerückte Walter Becher sicherlich nicht zu den Freunden der Sender gerechnet werden konnte. Der zuverlässigste Informant der Sender betreffend das bayerische und sudetendeutsche politische Milieu war damals der Vorsitzende des Münchner Presseklubs und BR-Nachrichtenredakteur Georg Wulffius. Leider ließ ich mich überdies damals in eine mehr oder weniger sudetendeutsche Sache hineinziehen, mit der ich nicht ganz glücklich war. Eines Tages erhielt ich einen Anruf von Frau Konrad, der Sekretärin von Professor Nikolaus Lobkowicz, der noch nicht lange im Amt des Rektors der Universität München wirkte. Ich kannte ihn gut, weil er an meiner Promotion mitgewirkt hatte. Lobkowicz hatte, zusammen mit Friedrich Prinz, eine „Gesellschaft zur Förderung der Forschung über die Tschechoslowakei“ gegründet. Geschäftsführer dieser neuen Institution war ein junger achtundsechziger Emigrant, welcher außerdem als Assistent oder Stipendiat mit Lobkowicz verbunden war. Ich hatte allerdings den Eindruck, dass letzterer den Herrn loswerden wollte, auch weil die vorgenannte Gesellschaft nur sehr langsam vorankam. Wir vereinbarten einen Termin, bei dem mir Lobkowicz mitteilte, dass die von ihm und Prinz geleitete Gesellschaft auch gegründet worden sei, um dem damals in Saarbrücken lehrenden Prinz den Weg zu einer Berufung nach München zu ebnen. Und er ersuchte mich, doch bitte neben meiner Tätigkeit bei den Sendern die Geschäftsführung der neuen Institution zu übernehmen.

Mir war das Anliegen der beiden Herren Professoren eher unangenehm. Ich befürchtete die Reaktion von Professor Bosl, die ich als negativ voraussetzte, da er als Geschäftsführender Vorsitzender des Collegium Carolinum kein Interesse an der Förderung eines Konkurrenzunternehmens und das überdies eines seiner Schüler haben konnte. Prinz hatte mir zu versichern versucht, sein Engagement sei vor allem ein Versuch, von der eher sudetendeutschen Orientierung des Collegiums wegzukommen und vor allem mit Neuemigranten Probleme der Tschechoslowakei und der deutsch-tschechischen Beziehungen zu bearbeiten. Ich unterhielt nach wie vor gute Beziehungen mit Professor Bosl, nahm immer noch an seinem Doktorandencolloquium in der Ludwigstrasse teil und traf mich auch einige Male im Café Kreuzkamm mit ihm, wo er, der kaum Zeitungen las oder Fernsehen schaute, mit mir über Tagespolitik diskutieren wollte. Diese ohnehin seltenen Treffen waren immer weniger geworden, so dass ich einen Termin in den Räumen der Kommission für Bayerische Landesgeschichte in der Akademie mit ihm vereinbarte, um den

Vorschlag der Herren Prinz und Lobkowitz zu besprechen. Zu meinem Erstaunen sagte Bosl nur, „machen Sie das und halten Sie mich auf dem Laufenden“. Ich hatte eher einen lauten Temperamentsausbruch als eine solche gewiss nicht unkluge Antwort erwartet. Professor Bosl ist für mich noch immer ein bedeutender Mensch, der mich nie enttäuschte. Mich betrübt deshalb die Selbstgerechtigkeit seiner Kritiker und auch einiger seiner Schüler in der nach dem Tod Bosls geführten Debatte über dessen Haltung zum Nationalsozialismus und über seinen Versuch, eine wenig glaubhafte Legende über seine Rolle im lokalen Widerstand in Ansbach zu verbreiten. Ich bin der Meinung, dass Bosl nach 1945 beispielhaft gezeigt hat, wie Historiker und andere Wissenschaftler durch ihr umfangreiches Werk und ihr Wirken als akademische Lehrer die Fehler ihrer Vergangenheit mehr als auszugleichen vermochten.

Die „Gesellschaft zur Förderung der Forschung über die Tschechoslowakei“ veranstaltete dann ein beeindruckendes Symposium in München. Aus den Vereinigten Staaten kamen unter anderem Ivan Svitak und René Wellek; die dort gehaltenen Vorträge wurden auch einige Jahre später als Buch unter dem Titel „Die Tschechoslowakei 1945-1970“ von Prinz und Lobkowitz herausgegeben. Ich schied bald darauf aus, weil meine Tätigkeit bei RFE meine Zeit mehr als zumutbar in Anspruch nahm. Wenige Jahre danach erschien von den beiden Herren nochmals ein gemeinsamer Band über die „Schicksalsjahre der Tschechoslowakei 1945-1948“. Prinz war 1976 von Saarbrücken nach München berufen worden. Die Gründung der Gesellschaft hatte sich offenbar gelohnt. Ich hatte allerdings den Eindruck, dass Professor Bosl die Übernahme eines der Lehrstühle am Institut für Bayerische Landesgeschichte durch Prinz nach seinem Ausscheiden ohnehin befürwortet hatte. Als dieser jedoch zudem versuchte, die Nachfolge Bosls auch im Collegium Carolinum zu erreichen, muss es zu erheblichen Differenzen zwischen Bosl und Prinz gekommen sein, da Bosl – für das Collegium durchaus vertretbar und auch fairerweise – Ferdinand Seibt für den Besseren hielt. Als ich einmal anlässlich einer Begegnung mit Hans Schütz auf einem Treffen der Ackermann-Gemeinde den Namen von Friedrich Prinz nur erwähnte, sagte Schütz nur, „hören Sie auf, das Schlimmste an der ganzen Sache war doch, dass Prinz auch noch mit zwei Parteibüchern erwischt worden ist“. Ich nehme an, dass Schütz nur eine Vermutung aussprach und die Berufungsgeschichte meinte und nicht die Nachfolgesache im Collegium, welche doch letztlich für alle Beteiligten so gut wie möglich gelöst werden konnte. Doch halte ich es noch immer für geradezu tragisch, dass sich die beiden wahrscheinlich besten und fähigsten aus Böhmen stammenden deutschen Hochschullehrer auf dem Höhepunkt ihrer Karrieren eine derartig bittere Auseinandersetzung liefern mussten. Beide hatten ihre Vorzüge. Persönlich war mir der umgängliche Friedrich Prinz sympathischer als der etwas spröde Seibt. Dieser hatte allerdings den großen Vorzug, dass er der sudetendeutschen Sache weit weniger verbunden war als Prinz und somit auch wesentlich aufgeschlossener gegenüber den noch immer ungelösten Problemen der deutsch-tschechischen Politik und Zeitgeschichte.

In diesem Zusammenhang sollte ich auch Hans Lemberg erwähnen. Für mich war Lemberg junior, mit dem ich unter anderem einige Gespräche am Rande von Tagungen, auch wegen eines Gutachtens zu den Memoiren seines Vaters Eugen

Lemberg, geführt habe, ein Wissenschaftler, dessen Bedeutung deutlich über die sudetendeutsche Thematik hinausreicht. Zudem war er ein feiner Mensch, der auch aufgrund seiner aus seiner Kindheit stammenden Kenntnisse der tschechischen Sprache und Gesellschaft oft weit über seinen Landsleuten stand.

Politische und wissenschaftliche Prägungen: Emil Franzel und Wenzel Jaksch

Bei der Rückschau auf meine deutsch-tschechischen Erfahrungen muss ich feststellen, dass ich außerhalb der Hörsäle mehr lernen und erfahren durfte als innerhalb der Hochschulen. Es begann mit Walter Ullmann in Syracuse und ging dann weiter mit deutschen Sozialdemokraten wie Ernst Paul, Wolfgang Brügel, Karl Kern und anderen. Auf tschechischer Seite waren es Jaroslav Pecháček, der ehemalige Bürochef von Jan Šrámek, Julius Firt/Fürth, ehemaliger Generaldirektor von Borový und Melantrich, beide zudem ehemalige Direktoren der tschechoslowakischen Sendeabteilung von RFE. Über die im Mittelpunkt meines, wenn man so will, wissenschaftlichen Interesses stehenden sudetendeutschen Sozialdemokraten verdanke ich grundsätzliche Erkenntnisse jedoch vor allem Emil Franzel. Er war es, der mich immer wieder darauf hinwies, dass Sudetendeutsche und Tschechen einander viel ähnlicher sind als beide Seiten zugeben wollen. Sicher seien die Sudetendeutschen aufgrund ihrer Siedlungsgebiete am Rande Böhmens und Mährens „zentrifugaleren Kräften“ ausgesetzt gewesen als die benachbarten Tschechen, doch seien letztlich beide Gruppen immer wieder beeinflusst und vielleicht sogar bestimmt worden von mehreren im Widerstreit liegenden Alternativen: mit Habsburg oder allein, mit den Deutschen oder gegen sie, oder wie auch immer man diese Möglichkeiten bezeichnen möchte. Emil Franzel war ursprünglich Sozialdemokrat, außenpolitischer Redakteur des „Sozialdemokrat“, DSAP-Bildungsfunktionär, und er war gleichzeitig ein von Othmar Spann beeinflusster Katholik und Freund der Habsburger, der schließlich sogar seinen Frieden mit Henlein zu machen vermochte. Franzel war, in mehrfacher Hinsicht und besonders betreffend die Vielschichtigkeit seiner Überzeugungen, vielleicht „sudetendeutscher“ als mir früher bewusst war. Seine sehr subjektiven „Erinnerungen eines Unbequemen“ sind das Ergebnis langer Gespräche ursprünglich mit mir als jungem Studenten, in welchen er seine Erfahrungen in der sudetendeutsch-tschechischen Manege zu vermitteln versuchte. Er war für mich ein wertvoller, wenn auch subjektiver Ersatz für die damals verschlossenen Archive. In seiner herrlichen Wohnung in der Franz-Joseph-Straße gingen noch in den frühen siebziger Jahren Menschen ein und aus wie der weit links stehende ehemalige DSAP-Abgeordnete Franz Krejčí, der konservative Sozialdemokrat und SL-Karlspreisträger Karl Kern, und gelegentlich auch der ebenfalls in Schwabing wohnende Otto Strasser. Diese Großzügigkeit hatte Franzel den meisten Landsmannschaftlern voraus. Emil Franzel hielt sich nach 1945 vom aktiven politischen Leben fern, obwohl er sicherlich der CSU nahe stand. Die Landsmannschaft war ihm in ihren Zielsetzungen zu primitiv, die Seliger-Gemeinde zu einseitig und die meisten Tschechen hielt er für rachsüchtig. Völlig Unrecht hatte er sicherlich nicht. Emil Franzel war auch der Mehrheit der Landsmannschaft weit voraus, deren führender Vertreter und vormaliger Präsident der Bundeszentrale für Politische Bildung, Dr. Günter

Reichert, mir einmal zurief, die SL werde sich lieber auflösen, als den Satzungsparagraphen über das Heimatrecht zu ändern. Ich hatte vorgeschlagen, die Forderung nach dem Heimatrecht von einem materiellen in ein ideelles Verlangen umzugestalten.

Zum Schluss noch ein paar Worte über den vielleicht typischsten Vertreter einer Gruppe von Menschen, deren Leben von den Alternativen ihrer böhmisch-mährischen Herkunft gezeichnet war: Wenzel Jaksch stammte aus dem südlichen Böhmerwald in der Nähe von Kaplitz (Kaplice). Die neuen Grenzen von 1918 verwehrten ihm die Fortsetzung seiner Tätigkeit als Maurer in Wien. Als Mitglied im sozialdemokratischen Verband jugendlicher Arbeiter Altösterreichs wurde der Kleinbauernsohn in die DSAP übernommen. Er begann als Funktionär im Bauernverband, wurde Redakteur und zog Ende der zwanziger Jahre ein ins Prager Parlament als Abgeordneter der deutschen Sozialdemokratie. Jaksch erkannte sehr schnell, dass das soziale Problem im gemischtnationalen Raum auch ein nationales war, denn die deutschen Arbeiter wurden nicht nur diskriminiert, weil sie der Unterschicht angehörten, sondern oft auch, weil sie Mitglieder einer nicht unbedingt willkommenen nationalen Minderheit waren. Schon in den frühen dreißiger Jahren, nach dem Entstehen der Sudetendeutschen Heimatfront, war Jaksch der Meinung, dass die Dialektik des herkömmlichen Sozialismus die gesellschaftlichen Probleme Mitteleuropas nur ungenügend erklärte und dass die Sozialdemokratie aus der klassenbedingten Enge ihrer Vergangenheit ausbrechen sollte. In Böhmen und Mähren bestand überdies der seit 1918 intensivierte nationale Gegensatz, welcher im sogenannten Reich kaum eine Rolle spielte. Jakschs unorthodoxe sozialdemokratische Volkstumspolitik antizipierte im Grunde genommen und meiner Meinung nach die Ziele eines Teils der Sammlungsbewegung Konrad Henleins; dass er seinen Volkssozialismus erst nach der verlorenen Wahl von 1935 aktiv vorzustellen vermochte, lag am Widerstand der austromarxistischen Führung seiner Partei unter Ludwig Czech. Auch sollte man nicht vergessen, dass der Volkssozialismus Wenzel Jakschs ganz wesentliche Impulse bezog vom Denken des rechten Flügels der tschechischen Sozialdemokratie.

Nach der Vernichtung seiner aktivistischen Partei durch das Münchner Abkommen und seiner Flucht ins britische Exil war Jaksch der Meinung, dass es „kein Sudetenproblem“ mehr gab, wie er selbst schrieb, und die Zukunft der böhmischen Deutschen wahrscheinlich innerhalb der durch das Abkommen geschaffenen neuen Grenzen gestaltet werden müsse. Die Tatsache, dass er bei diesen teilweise sehr fragwürdigen Bemühungen der mit den Alliierten verbündeten tschechoslowakischen Exilregierung unterlag und die Vertreibung der Deutschen hinnehmen musste, machte Jaksch endgültig zum Gegner einer neuen deutsch-tschechischen Gemeinsamkeit. Seine Differenzen mit der hessischen Landesregierung und dem linken Flügel seiner Partei in den fünfziger und sechziger Jahren, die Verbindungen zu erzkonservativen Kalten Kriegern in den Vereinigten Staaten, die er über Alfred Domes aufgebaut hatte, führten zu grundsätzlichen Differenzen mit seiner Partei, deren Godesberger Programm er gelegentlich als zu wenig und zu spät charakterisiert hat. Gegen den Widerstand einiger seiner Freunde in der Seliger-Gemeinde ließ sich Jaksch auch zum Vorsitzenden der Bundesversammlung der Sudetendeutschen

Landsmannschaft und zum Präsidenten des Bundes der Vertriebenen wählen. Es ist eine offene Frage, ob sein Beispiel nicht auch eine gesamtsudetendeutsche Entwicklung nachzeichnete – von Altösterreich zur versuchten deutsch-tschechischen Gemeinsamkeit innerhalb seiner aktivistischen Partei bis hin zum Bruch während des Krieges.

Es ist zu begrüßen, dass der Beitritt der Tschechischen Republik zur Europäischen Union die Chance bringt, zumindest einen Teil des gemeinsamen Nebeneinanders von Tschechen und Deutschen wiederherzustellen. Die Erlebnisgeneration wird dies nicht schaffen und denkt eher an eine Konfliktgemeinschaft – die Nachgeborenen auf beiden Seiten sollten hoffentlich erfolgreicher sein.